



Landessynode 2017

2. (ordentliche) Tagung der
18. Westfälischen Landessynode
vom 20. bis 23. November 2017

Mündlicher Bericht der Präses

über die Tätigkeit
der Kirchenleitung sowie über
die für die Kirche bedeutsamen
Ereignisse

***„Einen anderen Grund kann niemand legen außer dem,
der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.“
(1. Korinther 3,11)***

I. Der Grund ist gelegt

In manchen von uns, liebe Brüder und Schwestern, Hohe Synode, klingt womöglich noch nach, wie die Sängerinnen und Sänger der Westfälischen Kantorei diese Worte im Festgottesdienst am 31. Oktober zum Klingen brachten – und wie der Klang den herrlichen Raum der Soester Wiesenkirche erfüllte. Das biblische Bild vom festen Grund, der gelegt ist, gehört zum Reformationstag. Auch und erst recht in diesem besonderen Jubiläumsjahr. Trefflich lässt sich der imposante Bau von St. Maria zur Wiese, dieses Haus aus Licht und Stein, in Beziehung setzen zu unserem täglichen Bauen von Kirche in seiner dauernden Spannung von Bewahren und Verändern. Trefflich lässt sich mit dem Vers aus den frühen Tagen der Christenheit in Korinth danach fragen, wie es um unsere gegenwärtigen Lebens- und Glaubensbauten steht. Das Bild von der Gemeinde als Bauwerk lenkt den Blick unwillkürlich auf die ebenso bemerkenswerten wie merkwürdigen Denk-, Rechts-, Verwaltungs- und Institutionengebäude, die der christliche Glaube im Laufe der Jahrhunderte hervorgebracht hat.

In Zeiten, in denen vieles vermeintlich Unverrückbare sich als brüchig oder zumindest als schwankend erweist, müssen wir uns über die Gründe und die Grundlage all dessen verständigen, was den Bau der Kirche ausmacht und im Innersten zusammenhält. Letzteres steht einer evangelischen Kirche am Ende des 500. Jubiläumsjahrs der Reformation sehr wohl an.

Matthias Drobinski schreibt in einem Beitrag in der Süddeutschen Zeitung:

„Auch wenn das Reformationsjahrzehnt die Republik nun nicht gerade erschüttert“ habe, so habe doch vor allem in diesem Jubiläumsjahr „die evangelische Kirche einiges von der Selbstverzweigung und Selbstsäkularisierung abgelegt, die sie sich angewöhnt hatte“. Sie präsentiere sich – durchaus nicht ohne Stolz – als eine gewichtige zivilgesellschaftliche, ökumenische und gesellschaftspolitische Kraft.

In diesem Zitat schwingen Respekt und Anerkennung mit. Allerdings mahnt der Autor die Jubiläumsprotestantinnen und -protestanten ebenso deutlich, sich vor „Selbstgewissheit“ zu hüten.¹

Blickt man nun – dieses Lob und dieser Mahnung eingedenk – hin und her zwischen dem am Reformationstag so prominent und klangvoll gefüllten Soester Gotteshaus, manch anderem imposanten Kirchenbild, das während des Jubiläumsjahres gezeichnet wurde, und dem biblischen Bild vom Bau, der sich auf Christus gründet, so lassen sich erstaunliche Entdeckungen machen. Da sind zunächst die Baumaterialien, die der Apostel Paulus aufzählt: „Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stroh“ kommen zum Einsatz. Obendrein sind in Korinth – und nicht nur dort – ganz unterschiedliche Baumeister am Werk. Und diese – das zeigt der Briefkontext – verfolgen durchaus unterschiedliche Baupläne und Konzepte. Was das für die äußere Gestalt des jeweiligen Gebäudes bedeu-

¹ Matthias Drobinski, Stolz und bedrängt in: Süddeutsche Zeitung, 19.05.2017. <http://www.sueddeutsche.de/politik/evangelische-kirche-stolz-und-bedraengt-1.3512930> [Abfrage 19.05.2017].

ten mag, lässt sich denken; ganz zu schweigen davon, wie stabil und langlebig es ausfallen wird. Die Vergänglichkeit ist ihm buchstäblich ins Material eingeschrieben. Der Apostel nimmt kein Blatt vor den Mund: *„Wenn aber jemand auf den Grund baut Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stroh, so wird das Werk eines jeden offenbar werden. Der Tag des Gerichts wird es ans Licht bringen, denn mit Feuer wird er sich offenbaren“* (1. Kor 3,12-13).

Sie werden mir zustimmen: Solche Rede ist nicht unmittelbar jubiläumstauglich. Zugleich fasziniert und tröstet sie mich. Vor allem entlastet sie uns. Weil von dem einen und einzigen Grund her, der gelegt ist und bleibt, nicht nur die Vielfalt der Baustoffe und Bauleute in den Blick kommen, sondern auch und gerade die Grenzen, die Vorläufigkeit und Endlichkeit menschlichen Tuns.

Wie steht sie da, die Evangelische Kirche? Dieses Haus des Glaubens in seiner nunmehr 500-jährigen reformatorischen Gestalt? Wie und womit wollen wir weiterbauen? Wie bleiben wir dabei auf dem Grund, der gelegt ist? Und wie finden wir in unserm Tun und Lassen immer neu auf diesen gelegten Grund zurück: Jesus Christus?

II. Reformationsjubiläum – engagiert und frequentiert

Nach außen wie nach innen hat das Jubiläumsjahr einmal neu gezeigt, was es heißt, evangelisch zu sein: fröhlich und nachdenklich, selbstbewusst und selbstkritisch, klug und musikalisch, weltoffen. Das sollte uns, wenn schon nicht stolz tönen, so doch dankbar staunen und fröhlich erzählen lassen.

Das Entscheidende geschah dabei keineswegs in den heiligen Hallen eines Wittenberger oder Hildesheimer Festaktes, es fand nicht nur auf den Talkbühnen im Scheinwerferlicht vor dem Brandenburger Tor statt, bei ökumenischen Pilgerreisen ins Heilige Land, bischöflichen Audienzen im Vatikan oder anderen prominenten Veranstaltungen.

Nein, das Entscheidende spielte sich abseits vom Blitzgewitter der Fernsehkameras ab. Es war in breiter Vielfalt zu erleben: In Ämtern und Akademien, in Stadthallen und Theatern, auf Marktplätzen und in Schulen. In unseren Kirchenkreisen und Kirchengemeinden wurde die Reformation gefeiert und bedacht, besungen und beredet, diskutiert und befragt, gespielt und betanzt. Dabei hat das Jubiläum eine Dynamik entfaltet, die jedenfalls mich überrascht und selbst meine kühnsten Erwartungen übertroffen hat. Neue Kontaktflächen an den Rändern von Kirche sind entstanden. Neue Kooperationspartner wurden gewonnen. Die Resonanz ist überraschend positiv auch und gerade bei denen, die der Kirche sonst eher distanziert oder gleichgültig gegenüberstehen. Dafür bin ich dankbar.

Und das ist kein „verzweifelter Gute-Laune-Ton“, wie ihn uns die Journalistin Christiane Florin in ihrem Kurzreferat vor der EKD-Synode attestierte. „Die Reste der Volkskirche tun sich mit den Resten der Volksparteien zusammen, das macht immer noch etwas her. Zur Party kamen die, die ohnehin da oder wenigstens nah sind“, lautete ihr kritisches Resümee im Blick auf das Reformationsjubiläum.² Ich kann nur sagen: Meine Erfahrungen waren durchweg andere.

² Christiane Florin, Ökumene – was soll das sein? Ein journalistischer Zwischenruf, EKD-Synode Bonn, 13.11.2017

Dieses Jahr hat uns nicht nur in Atem gehalten. Es hat uns vor allem gut getan. Es tut gut, die eigene Geschichte und Tradition als etwas öffentlich Relevantes zu erfahren. Als etwas, das außerhalb kirchlicher Kreise im Gespräch ist und Grund zum Feiern gibt. Manche haben überrascht – und durchaus ein wenig beschämt ob des eigenen Kleinmuts! – festgestellt: Wir sind gefragter, als wir selbst dachten. Unser Glaube interessiert mehr Menschen, als wir selbst zu hoffen wagten. Und wie das auch sonst bei Feiern und Jubiläen so ist: Wo man sich um der Sache willen und für die Gäste herausputzt, da fühlt man sich selbst plötzlich anders.

III. Reformationsjubiläum – ökumenisch pointiert und engagiert

Wir haben ausdrücklich nicht in Abgrenzung gefeiert, sondern immer wieder den Grund bedacht, auf dem wir gemeinsam mit unseren katholischen Geschwistern stehen. So hat das Reformationsjubiläum die Ökumene eindeutig befördert. Dies ist nicht selbstverständlich.

Wenn ich bedenke, wie skeptisch und reserviert meine katholischen Kollegen im Vorfeld auf dieses Jahr blickten – und wie konsequent wir Protestanten jahrhundertlang unsere Jubiläen vorwiegend als Abwertungs- und Ausgrenzungsfeiern begingen –, so kann ich nur dankbar darüber staunen, was in diesem Jahr möglich wurde. Der Grundtenor zielte durchweg auf Gemeinschaft und Versöhnung. Protestantisch-triumphalistische Töne haben wir uns verkniffen. Stattdessen wurden sowohl die dunklen Seiten reformatorischer Polemiken offen thematisiert wie auch das Leid zur Sprache gebracht, das die Konfessionen einander noch bis in die Zeit unserer Eltern und Großeltern zufügten. Die drei evangelischen Landeskirchen in Nordrhein-Westfalen haben mit den Bistümern Münster, Essen und Paderborn gemeinsame Aufrufe zur Ökumene unterzeichnet und sich darin verbindlich und konkret zu mehr gemeinsamem Gestalten und Handeln verpflichtet. Ab 2018 wird es in den Schulen Nordrhein-Westfalens konfessionell-kooperativen Religionsunterricht geben.

Ob dies theologische Durchbrüche und kirchliche Quantensprünge nach sich ziehen wird? Und ob daraus – wie nicht nur die Feuilletons großer Zeitungen fragen – irgendwann oder vielleicht sogar schon bald wieder eine gemeinsame Kirche zusammenwächst? Unsere evangelische Antwort darauf heißt zunächst: Die eine „*heilige christliche Kirche*“ – wie wir sie im Glaubensbekenntnis bekennen – gab es immer schon. Und es gibt sie weiterhin.

Es ist gut evangelisch – nämlich im Evangelium gegründet –, dass wir uns selbst und andere an diese Vorgabe der Einheit erinnern. An den Grund, der gelegt ist und auf den wir mit verschiedenen Materialien aufbauen. Nicht von ungefähr fügt die reformierte Tradition in das Bekenntnis das Wörtchen „allgemein“ ein: „*die heilige, allgemeine christliche Kirche*“. „Allgemein“ heißt übrigens wörtlich übersetzt „*katholikos*“. In diesem Geist lässt sich selbstbewusst verschieden sein.

„Wenn die Sehnsucht nach Gemeinsamkeit größer gewesen wäre als die Sehnsucht, Recht zu behalten, und wenn das Leiden an der Trennung größer wäre als das Leiden an Deutungshoheitsverlusten, dann wäre sicher mehr erreicht“, bilanziert Christiane Florin

die ökumenischen Entwicklungen dieses Jahres.³ Diese ernüchterte und ernüchternde Sicht teilen viele.

Und so bleiben wir zusammen auf dem Weg der Ökumene: Staunend und dankbar die einen, enttäuscht und ungeduldig die anderen – und die meisten wohl beides zugleich.

„Wesentlich schärfer als die Trennlinie zwischen den Konfessionen ist die Spaltung innerhalb der Konfessionen“: Mit dieser Beobachtung spricht die Journalistin ein Phänomen an, das auch mich zunehmend beunruhigt. „Die Pole der Polarisierung heißen nicht mehr katholisch und evangelisch, sondern autoritär oder liberal. Sehnsucht nach klarer Ansage kollidiert mit Pluralismusfähigkeit.“⁴

Wir würden – davon bin ich überzeugt – das Evangelium verraten, wenn wir die Leidenschaft und die klaren Worte denen überließe, die keine Verschiedenheit ertragen.

IV. Reformationsjubiläum – diskutiert und inspiriert

Die Medienspiegel belegen eindrucksvoll, dass kaum ein Tag anno Domini 2017 verging, an dem nicht Themen und Fragen der Reformation und ihrer Geschichte in Zeitungsartikeln, Radiosendungen und Fernsehbeiträgen aufgegriffen wurden. Kaum ein Museum und kaum ein Theater, kaum eine Institution – von den Landschaftsverbänden bis zu den großen Universitäten, vom Landtag bis zu den Deutschen Botschaften in Ausland –, die nicht auf die ein oder andere Weise die Reformation zum Thema und damit auch zu ihrer Sache gemacht hätten.

Unsere plurale Gesellschaft hat das kirchliche Jubiläum dazu genutzt, zu ergründen, wer sie heute ist und morgen sein will und wie sie es – um Faustens Gretchen zu zitieren – mit der Religion hält.

Die „Kirche der Freiheit“ ist personell, institutionell und finanziell tief in die Strukturen unserer freiheitlichen Gesellschaft eingelassen und seitens der Politik weithin geschätzt. Man erwartet viel von uns – davon zeugt gerade manche harsche und enttäuschte Kritik. Hier und da werden wir regelrecht gebraucht.

Dies entspricht dem Selbstverständnis einer Kirche, die gelernt hat, dass sie Kirche ist, indem sie für andere da ist. Und es entspricht dem Selbstverständnis eines Glaubens, der davon ausgeht, dass wir auch in weltlichen Berufen und in weltlichen Strukturen Gott dienen können, sofern und indem wir unseren Mitmenschen dienen.

Allerdings – darauf wurde zu Recht hingewiesen – sollten wir nicht so tun, als hätten die Reformatoren die neuzeitliche Freiheit erfunden. Noch weniger sollten wir Evangelischen den Eindruck erwecken oder gar selbst glauben, wir hätten die Freiheit gepachtet. Bei allem Selbstbewusstsein im Blick auf den protestantischen Beitrag zur Freiheitsgeschichte der Moderne ist unbedingt Bescheidenheit angebracht.

Auch im Blick auf das Gebraucht-Werden müssen wir mit kritischen Fragen rechnen. Hat nicht – so lautete etwa die provokante Frage von Udo di Fabio bei der diesjährigen Politikertagung in Villigst – der Protestantismus in unserem Land immer schon die Nähe

³ Florin, a. a. O. (Anm. 2)

⁴ Ebd.

zur Obrigkeit gesucht und fröhlich mitregiert? Ob bei den Fürsten und Stadträten der Reformationszeit, im wilhelminischen Preußen oder in den Zirkeln der Berliner Republik? Matthias Drobinski merkt im bereits zitierten Artikel über die „stolze und bedrängte evangelische Kirche“ an: „Eine Kirche, die sich vor allem als Wertelieferantin für Staat und Gesellschaft begreift, als Anstalt zur moralischen Verbesserung des Gemeinwesens, macht sich benutzbar, verfügbar, berechenbar. [...] Wer den Glauben als Wohlfühlmittel missversteht, als das Schnapsgläschen Doppelherz für den verantwortungsfrohen Bürger, der verflacht ihn, wie gut er es meinen mag.“⁵

Wir sollten sehr hellhörig werden, wenn gesellschaftliches Gefragt-Sein und politisches Gebraucht-Werden in einseitige und einengende Rollenzuweisungen umschlagen. Erst recht dann, wenn die identitätsstiftende Kraft der christlichen Tradition zum Bau von Grenzzäunen in Köpfen und Herzen benutzt wird und wenn man sie zur Definition von gesellschaftlichen Ausschlusskriterien missbraucht.

Wo Religion und Glaube als sozialer Kitt dienen sollen und wo man die Kirche lediglich als Harmonieagentur braucht, geschieht eine gefährliche Verkürzung. Ausgerechnet die Botschaft von der Versöhnung kann uns in Konflikt und Kritik und Widerspruch zu Politik und Gesellschaft führen.

Gott – wenn er Gott ist – ist immer auch fremd und anders und unbequem. Für die Kirche zuerst. Und dann auch für die Gesellschaft.

Das Evangelium, aus dem die Kirche lebt und dem sie sich verpflichtet weiß, ist da besonders kräftig und glaubwürdig und dann auch gesellschaftlich relevant, wo es in seiner gegenkulturellen und kritischen Kraft wahrgenommen und ernstgenommen wird.

V. „Die Spuren Christi lesbar machen ...“ – Eine Anfrage

Peter Scherle, Direktor des Predigerseminars der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, hat jüngst in einer lesenswerten Rückschau auf das Jubiläumsjahr vom „strategischen Dilemma der evangelischen Kirchen“ gesprochen. Das protestantische Prinzip – so Scherle – rückt „nicht die Kirche, sondern Christus und die einzelnen Christen ins Zentrum. Letztere sollen ‚in Christus‘ in ihren alltäglichen sozialen Vernetzungen befreit und getrost leben können. Sie sollen selber die Bibel lesen, selber beten, selber verantwortlich leben. Die kirchliche Verkündigung und die akademische Theologie sollen helfen, die Welt für die Spuren Christi lesbar zu machen.“⁶

Unsere heutige Welt ist – Gott sei Dank! – nicht mehr „voll Teufel“, wie sie noch Luthers Choräle und Alpträume bevölkerten. Sie ist allerdings – so Scherle – „auch nicht voll Gott“.⁷

Sind in den Projekten, Programmen und Inszenierungen des Jubiläumsjahres die Spuren Christi lesbarer geworden?

⁵ Drobinski a. a. O. (Anm. 1)

⁶ Peter Scherle, Frei leben, in: Chrismon Plus 11 (2017), zitiert nach: <https://chrismon.evangelisch.de/artikel/2017/35977/peter-scherle-ueber-die-perspektiven-nach-dem-reformationsjubilaeum> [Abfrage 14.11.2017]

⁷ Ebd.

Sind sie lesbarer geworden durch meine eigenen Statements und Äußerungen? Wurde die ein oder andere Spur Christi deutlicher in den Predigten, die ich gehalten, und in den Interviews, die ich gegeben habe? Oft wurde ich in diesem Jahr nach der Kirche gefragt. Immer wieder nach Martin Luther. Vereinzelt nach Johann Sebastian Bach, nach Barack Obama, nach Angela Merkel. Viel zu häufig nach mir selbst. Und fast immer nach dem Papst.

Wie und was antwortet man da? Wie machen wir als Repräsentantinnen und Repräsentanten von Kirche – das sind wir ausnahmslos alle! – den Grund deutlich, auf dem wir stehen?

Wie spricht man in einer Zeit, die einerseits bis ins Mark geprägt ist von abstrakten Strukturen, anonymen Dynamiken und unpersönlichen Kräften; die andererseits wie verhext scheint von zwanghaften Personalisierungen; die von Menschen fast ausschließlich in Helden- oder Versagerschablonen zu denken vermag und sie entsprechend entweder zu Halbgöttern oder zu Monstern stilisieren muss – ja, wie spricht man in einer solchen Zeit von dem menschengewordenen Gott? Von Gott, der uns Menschen als Menschen will und uns als Menschen in Dienst nimmt?

VI. Bezeugen und verkörpern – Das Pfarramt in der Dienstgemeinschaft unserer Kirche

Christinnen und Christen sind – ausnahmslos alle! – dazu berufen und begabt, das Evangelium mit der eigenen Person, mit den eigenen Möglichkeiten und Grenzen zu bezeugen und zu verkörpern. Um im Bild des Paulus zu bleiben: mit Gold und mit Holz, mit Stroh und Heu, mit Silber und mit Edelsteinen. Die Kirche ist die Gemeinschaft solcher Zeuginnen und Zeugen. Und die Leitungsgremien einer Kirche sind dazu da, solches Bezeugen und Verkörpern zu ermöglichen und das Gespräch darüber zu begleiten und zu befördern.

Der Prozess zum Pfarramt in der Dienstgemeinschaft unserer Kirche, dessen konzeptionelle und strukturelle Erträge uns im späteren Verlauf der Synodentagung ausführlich vorgestellt werden, ist dafür ein Beispiel.

Das Pfarramt als in sich vielfältiger Schlüsselberuf einer in sich vielfältigen Kirche braucht angesichts der vielfältigen Herausforderungen und Veränderungen unbedingt das Mitdenken, den Dialog und den Disput aller Beteiligten. So langwierig und für manche beschwerlich sich das im praktischen Vollzug gestaltet.

Die meisten der Spannungen, in denen der Pfarrberuf steht, sind gerade *nicht zu lösen*. Sie wollen ehrlich wahrgenommen und bewusst gestaltet werden. Gemeinsam, im Team, mit den Kolleginnen und Kollegen vor Ort, in den Pfarrkonventen; dann unbedingt auch mit den Aktiven in den Gemeinden und innerhalb der haupt- und ehrenamtlichen Dienstgemeinschaft unserer Kirche.

In diesem Jahr gab es auf meine Einladung hin in allen Gestaltungsräumen groß angelegte Veranstaltungen zum Pfarrberuf. Die inhaltliche und organisatorische Federführung und die konkrete thematische Schwerpunktsetzung oblagen jeweils den Superintendentinnen und Superintendenten. Die Beteiligung der Pfarrerrinnen und Pfarrer war

erfreulich groß. Jeder dieser Tage hat direkte Begegnungen ermöglicht und Chancen geliefert, auszusprechen, was entweder spontan obenauf lag oder bereits lange garte und eine Gelegenheit suchte, endlich einmal vor Publikum gesagt zu werden. Unmut und Frust kamen dabei zutage, tiefe Verletzungen wurden deutlich. Jede Menge Leidenschaft war zu spüren. Ein ehrliches Ringen darum, die Arbeit gut zu machen und gern – und dabei an Leib und Seele möglichst bei Kräften zu bleiben. Ein starkes Bedürfnis, gesehen und geachtet zu sein und das eigene Tun gewürdigt zu wissen. Und in all dem ein beglückend riesiges Potenzial an hoch engagierten und begabten Männern und Frauen im Pfarrberuf.

Drei Eindrücke aus den zahlreichen Begegnungen will ich herausgreifen und vertiefen.

Zunächst: Durchweg konnte ich unter den Pfarrerinnen und Pfarrern eine Art zuversichtlicher Gelassenheit feststellen. Über die resigniert und gleichgültig mit den Achseln zuckende „Weiter-so“-Mentalität, die lange ihren Mehltau über alles konstruktive Nachdenken legte, sind wir anscheinend hinweg. Ebenso über die eloquente Larmoyanz, die unseren pastoralen Austausch zeitweise völlig beherrschte. Inzwischen zeigt sich der deutliche Wille: Neues und Anderes muss und soll möglich werden. Gepaart mit der Bereitschaft, sich selber aktiv dafür einzusetzen. Das braucht Mut zum Wagnis und Neugier zum Ausprobieren. Vor allem braucht es Vertrauen untereinander und Vertrauen auf Gott.

Ein zweiter prägender Eindruck: Es gibt ausdrücklich den Wunsch und das Bedürfnis, in gutem Kontakt zu sein mit dem Grund, der gelegt ist. Gerade bei denen, die von Berufs wegen diesen Grund mit ihrem gesamten Leben vertreten und verkörpern sollen, ist dieser Wunsch besonders ernsthaft und dieses Bedürfnis besonders dringlich.

Pfarrerinnen und Pfarrer stehen qua Amt für den ein, der unser Leben und die Welt im Innersten zusammenhält. Zugleich sind sie tagtäglich auf besondere Weise dem ausgesetzt, was unser Leben und die Welt im Innersten anficht und bedroht. Dabei sind und bleiben sie zuallererst selbst die Empfangenden dessen, was sie an andere weiterzugeben versuchen. Sie bauen auf einen Grund, den sie nicht gelegt haben. Sie wissen um eine Quelle, die sie nicht sprudeln machen können.

Haben wir Pfarrerinnen und Pfarrer Zugang zu dieser Quelle? Und haben vielleicht manche Unzufriedenheit, manches Gefühl des Ungenügens oder des permanenten Überfordertseins damit zu tun, dass wir hier unterversorgt sind?

Heutige Pfarrerinnen und Pfarrer üben ihren Beruf in einer Zeit und in einer Gesellschaft aus, deren Kultur von Erfolg und Messen und Zählen geprägt ist und deren Dogmen Effizienz und Effektivität heißen. Wie können sie da die innere und äußere Freiheit gewinnen, die sie brauchen, um jenseits alles Berechenbaren und Vorzeigbaren an die unverfügbaren Quellen zu kommen?

Und schließlich noch eine dritte Wahrnehmung. Sie hängt mit der Öffentlichkeitsdimension des Evangeliums zusammen – und damit, dass wir noch immer eine protestantische Großkirche sind. Pfarrerinnen und Pfarrern wird zugetraut und von ihnen wird erwartet, dass sie in der Lage sind, aus dem christlichen Glauben heraus fundiert Stellung zu nehmen zu gesellschaftlichen, politischen und weltanschaulichen Fragen.

Deshalb legen wir Wert auf eine breit angelegte akademisch-wissenschaftliche Ausbildung, die meines Erachtens auch künftig der reguläre Weg ins Pfarramt bleiben muss.

Einen nachdenkenden Glauben und eine Frömmigkeit, die über sich selbst Auskunft geben kann, halte ich für ebenso unerlässliche Grundlagen des pastoralen Dienstes wie eine geistig, kulturell und politisch wache Zeitgenossenschaft.

Meine vorsichtige Frage lautet: Droht die Theologie ihre Orientierungs- und Inspirationskraft – und das hieße ja auch: ihr Irritationspotenzial – für die pfarramtliche Praxis zu verlieren? Und wenn ja, was tritt an die Stelle? Was ist es, das den Bezug auf den gelegten Grund, den Bezug auf die externe Mitte des Glaubens und der Kirche erkennbar und bleibend markiert?

Gewiss, Pfarrer und Pfarrerinnen sollen bei den Menschen sein und sich nicht hinter Büchern verschanzen. Aber wir sollten das Glück, das aus dem intensiven Ringen mit der Fremdheit biblischer Texte und aus dem gedanklichen Gespräch mit theologischer Literatur entspringt, nicht gering achten. Solches Glück gehört zu den schönen Seiten des Pfarrberufs, es ist unverzichtbar für protestantisches Kirche-Sein und für die gegründete Auskunftsfähigkeit evangelischen Christseins.

Wir haben in den Leitungsgremien unserer Gemeinden, unserer Kirchenkreise und nicht zuletzt auf landeskirchlicher Ebene darauf zu achten und dafür zu sorgen, dass dies so bleibt und dass die Rahmenbedingungen des Pfarramts solches Profil nicht unmöglich machen.

Ich bin froh, dass sich unsere gesamte Dienstgemeinschaft auf den zeitaufwändigen Prozess des breiten Austauschs eingelassen hat. Für mich persönlich waren die Gespräche und Begegnungen dieses Jahres in sich ein Gewinn. Auch und gerade da, wo es kritische Anfragen gab.

Im kommenden Jahr möchte ich deshalb an dieses bewährte Format anknüpfen. Im Licht der gemachten Erfahrungen plane ich, es in veränderter Weise fortzuschreiben und in intensive regionale Dialoge mit weiteren Berufsgruppen unserer kirchlichen Dienstgemeinschaft einzutreten.

VII. Religion und Politik – Disput und Dialog

Ein letzter thematischer Akzent führt mitten hinein in die gesellschaftlichen Ereignisse und Debatten des Jahres 2017. Wie bereits in den beiden vorausgegangenen Jahren war das Thema Migration auch im Jahr 2017 bestimmend. Standen die Jahre 2015 und 2016 im Zeichen akuter Ausnahmesituationen und deren praktischer Bewältigung, so scheint sich in diesem Jahr – während in den Turnhallen längst wieder geturnt wird und die eilig errichteten Erstaufnahmeeinrichtungen längst wieder geschlossen sind – die Ausnahmesituation zu verstetigen und auf vertiefte Weise fortzuschreiben: Emotional, diskursiv und gesellschaftspolitisch. Vielleicht muss man auch sagen: sozialpsychologisch.

Nach wie vor – oder sogar je länger je mehr – scheiden sich an den Fragen der Migration die Geister. Mit diesen Fragen werden Wahlen gewonnen und verloren, ihretwegen können Regierungsbildungen scheitern, und wenn sie gelingen sollten, dann werden sie es trotz dieser Fragen tun.

In den Fragen der Migration brechen und bündeln sich soziale Verwerfungen und Risse, die lange schon bestanden. In ihnen verdichten sich soziale Ängste und Unzufriedenheiten. Identitätsfragen, die in Tiefenschichten schlummern, werden durch sie wach.

Mit der Hauptvorlage zum Thema „Kirche in der Migrationsgesellschaft“ werden wir im nächsten Jahr die gesellschaftlichen, theologischen und sozialetischen Fragen der Mig-

ration in den Fokus rücken. In einem intensiven Diskussionsprozess werden wir die Möglichkeit haben, dieses brennende Thema auf allen Ebenen unserer Kirche mit langem Atem, mit heißem Herzen und mit kühlem Kopf zu bedenken.

An dieser Stelle geht es mir deshalb nicht um inhaltliche Positionierungen an sich. Es geht mir vielmehr darum, wie unsere Kirche wahrgenommen wird, wenn sie sich klar positioniert. Die Kirche – so lautet ein Vorwurf, der nicht nur in wütenden Leserbriefen, sondern auch in süffisanten Feuilletonbeiträgen und klugen theologischen Aufsätzen vorgetragen wird – setze sich in einer großen Koalition der Gefühlsduseligkeit über jedes Maß der Vernunft und auch über die von den Reformatoren errungene Eigenlogik des Politischen hinweg. Sie geriere sich de facto als Moralagentur und Gesinnungsbehörde, die – wiederum im klaren Widerspruch zu den Reformatoren – das Heil im eigenen Handeln verankere. Nicht zuletzt plustere sie ihre linksliberalen Auffassungen als den Willen Gottes auf.

Das ist starker Tobak. Zweifellos.

Worauf laufen diese kritischen Anfragen hinaus?

Steckt dahinter die altbekannte Auffassung, Kirche und Glaube sollten sich gefälligst aus der Politik heraushalten, weil sie es nicht mit dieser Welt zu tun haben, sondern für jene Welt zuständig seien?

Solcher Einstellung wäre entgegenzuhalten, dass jedenfalls der menschgewordene Gott es sehr wohl mit dieser Welt zu tun haben wollte. Und dass er dies erklärtermaßen weiterhin will. In Liebe und Leid lässt er sich bedingungslos auf die Welt ein, wie sie nun einmal ist. Und er tut dies, um sie so gerade *nicht* zu lassen!

Von daher daran halte ich unerschütterlich fest – sind Christinnen und Christen dazu gerufen und dazu herausgefordert, die Menschenfreundlichkeit Gottes zu bezeugen und ihr zu vertrauen. Das heißt: Wir haben für diese Welt mehr zu hoffen, mehr zu erwarten und deshalb auch mehr zu tun, als es ohne den Glauben an Christus zu hoffen, zu erwarten und zu tun gäbe.

Als Ausdruck solcher Hoffnung haben wir etwa vergangene Woche auf der EKD-Synode in Bonn unsere tätige Solidarität bekundet mit den Ländern des globalen Südens, die vom Klimawandel und der globalen Erwärmung schon jetzt in hohem Maße betroffen sind. In unserer westfälischen Kirche gehört dieses Thema zu Recht seit Jahren ganz oben auf die Agenda.

Weitere Beispiele christlich gegründeter Hoffnung sind die kontinuierliche Asyl-Verfahrensberatung und die Mitarbeit in Härtefall-Kommissionen sowie unser Einsatz in Sachen humanitäre Korridore für geflüchtete Menschen. In ökumenischer Zusammenarbeit und im Gespräch mit politisch Verantwortlichen suchen wir in Nordrhein-Westfalen nach Möglichkeiten, dieses in Italien so erfolgreiche Konzept in unser Land zu übertragen.

Aber zurück zu den oben genannten kritischen Anfragen.

Liegt darin womöglich auch der Vorwurf, wir hätten in unserem kirchlichen Rufen nach mehr Menschlichkeit aus unserer Sehnsucht einen Besitzstand gemacht und aus unserer Hoffnung ein Gesetz? Also etwas, über das wir verfügen und wonach wir andere beurteilen bzw. verurteilen könnten?

Wäre es tatsächlich so – und ich bedenke das durchaus selbstkritisch, dann wäre es schlimm.

Das Evangelium spricht deutlich und direkt, tröstend und unbequem mitten hinein in die ganze Wirklichkeit. Kein Bereich ist davon ausgenommen, also auch nicht der Raum des Politischen. Der Glaube ist gerufen, auf das Evangelium zu antworten. Mit Herz und Verstand, mit Worten und Taten. Wo nötig auch mit klaren Widerworten.

In all dem müssen das offene Gespräch miteinander *und* der Streit der Meinungen möglich bleiben und immer neu möglich werden.

Oft genug findet in unserer Gesellschaft ein echter Meinungs-austausch nur da statt, wo man sich ohnehin einig ist. Hier und da ist man womöglich noch stolz darauf, mit den ‚anderen‘ gar nicht erst zu reden. Manche saugen Honig daraus und spielen ihr Spiel damit, dass Menschen das Gefühl haben, sie fänden mit ihren Anliegen nirgends Gehör und keinerlei Beachtung. In all diesen Situationen darf die Kirche sich nicht als weitere Echkammer und Meinungsblase verstehen – und sei es als eine christliche.

Die Chance und die Aufgabe politischer und zivilgesellschaftlicher Debatten ist es, Feinde in Gegner zu verwandeln. Also in Menschen, die miteinander reden und einander zuhören statt einander zu bekämpfen, zu beschimpfen oder zu beschweigen.

Wer weiß, vielleicht müssen wir den Umgang mit Streit und Konflikten ganz neu lernen. Schließlich geht es uns um etwas. Und mindestens das haben alle Streitenden gemeinsam.

In diesem Sinne hat der Theologe Jürgen Moltmann, der zeit seines Lebens in besonderer Weise für den interkonfessionellen und interreligiösen Dialog gewirkt und gestanden hat, vor Kurzem ein engagiertes Plädoyer für den Disput gehalten. Darin fordert er „eine theologische Streitkultur mit Entschlossenheit und Respekt“. Moltmann sagt: „Wir müssen wieder lernen, Ja oder Nein zu sagen. Ein Streit kann mehr Wahrheit enthalten als ein toleranter Dialog. (...) Warum? Um der Wahrheit Gottes willen. Theologische Wahrheit ist einen heißen Konflikt wert, gerade unter Freunden.“⁸

Die Kirche ist nicht die Gemeinschaft derer, die sich immer schon einig sind. Und sie ist auch nicht die Gemeinschaft derer, die sowieso Recht haben. Die Kirche ist die Gemeinschaft derer, die sich auf Christus gründen. Sie wollen dem auf den Grund kommen, was dies im Hier und Jetzt bedeutet.

An solchem Ringen und Fragen haben viele teil. Möglichst alle sollten sich gehört und geachtet und repräsentiert wissen. Dabei mag ein Konsens gefunden werden oder auch ein bleibender Dissens zu ertragen sein; dabei können Positionen und Ergebnisse mitgetragen werden, auch wenn sie nicht die eigenen sind. All das geschieht auf einem gemeinsamen Weg.

Apropos „gemeinsamer Weg“:

Aus diesen beiden Worten ist der griechische Begriff für eine Zusammenkunft wie die unsere gebildet: *συνδοχος*, Synode.

Die gemeinsamen Wege unserer westfälischen Synoden haben bisher mit einem Gottesdienst am Montagmorgen begonnen. Ab dem nächsten Jahr sollen sie bereits am Sonntagnachmittag anfangen. So wollen wir den vielen Synodalen entgegenkommen, die ihre Zeit gern für die Synode einbringen oder einbrächten, als Berufstätige jedoch nicht ohne

⁸ Jürgen Moltmann, Die unvollendete Reformation. Ungelöste Probleme - ökumenische Antworten, in EvTh 77 (2017), 247–257, 248f.

Weiteres eine ganze Arbeitswoche lang fehlen können. Längst nicht alle erhalten selbstverständlich Sonderurlaub.

Uns ist daran gelegen, dass Männer und Frauen aus möglichst vielen verschiedenen Berufs- und Altersgruppen an den Beratungen über den gemeinsamen Weg unserer Kirche teilhaben.

Nebenbei bemerkt: Es ist doch durchaus ein verheißungsvolles Zeichen, wenn wir künftig unsere Synoden am Tag der Auferstehung beginnen.

VIII. Ausblick – gründlich evangelisch

Ich komme noch einmal zurück auf den Grund, der gelegt ist:

„Wenn aber jemand auf den Grund baut Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stroh, so wird das Werk eines jeden offenbar werden – der Tag des Gerichts wird es ans Licht bringen“ (1. Kor 3,12-13).

Wie gesagt: Das klingt wenig jubiläumstauglich.

Bemerkenswert nüchtern geraten die Grenzen und die Vergänglichkeit menschlichen Wissens und Bauens ins Auge. Wir werden konfrontiert mit dem Gedanken des Gerichts, den wir als Kirche im Wandel selten zu denken wagen – und von dem wir noch seltener reden.

Gerade hier liegt die Pointe des paulinischen Bildes. Gerade in diesem Gedanken liegt eine große Verheißung für uns, die wir mit unserem begrenzten Wissen und unseren begrenzten Mitteln und Gaben Verantwortung tragen für das Haus des Glaubens.

Wie sie dastehen wird, unsere geliebte Kirche mit ihren wunderlichen und wunderbaren Menschen; mit ihren großen, alten, hier und da dysfunktionalen Strukturen; mit ihren schönen und kostspieligen Gebäuden; mit ihrer Leidenschaft für die Schwachen und ihrem Eifer für Gerechtigkeit: Es ist noch nicht offenbar.

Wie wir selbst dastehen werden mit unseren unterschiedlichen Bausteinen und Bauplänen: Auch das ist noch nicht ausgemacht.

Das soll uns weder leichtfertig noch schwermütig werden lassen. Es kann uns bescheiden machen in unseren Erfolgen und barmherzig in unserem Urteilen. Und es sollte uns mutig machen im Blick auf notwendige Veränderungen unserer Strukturen.

Ich gehe davon aus: Wir werden uns wundern, wie unsere Kirche in Gottes Augen dastehen wird: Was wie dürres Stroh schien, wird womöglich Goldes wert sein. Was als morsches Holz knirschte, kann sich als funkelndes Kleinod erweisen. Und es mag sich versilbern, was mir wie lästiger Schimmel und peinlicher Rost vorkam.

Material ist da: Gold, Heu, Holz, Silber, Stroh und Edelsteine.

Die Bauleute sind da. Der Grund ist gelegt. Er bleibt und trägt: Jesus Christus.

Lassen Sie uns auf diesen Grund zurückkommen und auf ihm weiterbauen.

Selbstbewusst und selbstkritisch, fröhlich und nachdenklich, streitbar und versöhnlich, bescheiden und getrost – und in all dem gründlich evangelisch.